



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Englische Literatur : Thomas Moore.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Englische Literatur.*)

Thomas Moore.

Moore gehört zu der Reihe jener trefflichen Dichter, die in dem ersten Viertel unsres Jahrhunderts der Poesie in England eine neue Richtung gaben. In Deutschland ist nur Einiges von ihm populair geworden; Walter Scott und Byron haben, und zwar ganz mit Recht, die Aufmerksamkeit des Publicums zu sehr in Anspruch genommen, als daß von den Dichtern zweiten Ranges soviel die Rede hätte sein können, wie sie es an sich, abgesehen von ihrer Zusammenstellung mit bedeutenderen Kräften, wol verdienen möchten. Dennoch bietet Moore auch für uns hinlängliches Interesse, um seine Leistungen im Zusammenhang unter einander und im Verhältniß zu der allgemeinen Bewegung der Literatur zu verfolgen.

Derjenige Zweig der Poesie, welcher Moore vorzugsweise einen wesentlichen Fortschritt verdankt, ist die Lyrik. Einmal hat er der Englischen Lyrik jenen musikalischen Charakter aufgeprägt, ohne den sie nie vollständig das ist, was sie sein soll. Unter den Englischen Lyrikern sind Diejenigen, welche ein Verständniß für Musik hatten, nicht sehr zahlreich. Selbst Burns hatte keine musikalische Bildung. Von Walter Scott erzählt Moore in einer seiner Vorreden in dieser Beziehung eine sehr spaßhafte Anekdote. Der edle Baronet nahm zwar vielen Antheil an den schönen, zum Theil auch musikalisch sehr interessanten Nationalmelodien, welche ihm Moore vortrug; zu einer eigentlichen Begeisterung aber kam es erst, als ein altes, höchst einfaches, Jacobitisches Parteilied mit dem Refrain Hey tuttie tattie vorgetragen wurde, eins von jenen Liedern, bei denen es mehr auf die Kraft und Energie der Lunge, als auf die Feinheit des Ohrs ankommt. Die Begeisterung wurde so allgemein, daß alle die zum Theil schon alten Herren zuletzt wetteifernd brüllten, und mit Händen und Füßen den Takt schlugen,

*) Vgl. Dickens. 1854. I. a. p. 161—172. — W. Scott. I. b. p. 44—53. — Bulwer. p. 424—430. — Cooper. II. a. p. 44—48. — Ainsworth. p. 107—117.

Grenzboten. III. 1854.

bis die Kräfte erschöpft waren. — Es ist das eine Erfahrung, die man in England sehr häufig macht. Der Sinn für gute lyrische Musik ist selten, und auch dann zum Theil affectirt, dagegen werden Lieder von der Art unfres Studentenliedes: Was kommt da von der Höh', da kommt ein lederner Fuchs u. s. w. einen größern Anklang finden, als selbst in den Kreisen, für die sie ursprünglich bestimmt waren. — In der nationalen Anlage liegt das eigentlich nicht, namentlich die Schotten und Iren haben eine nicht geringe Zahl so wunderschöner volksthümlicher Melodien, daß die südlichen Völker bedeutend dahinter zurückstehen. Für die geringere Ausbildung dieser melodischen Anlage kann also der Grund wol nur in der vorwiegend praktischen Richtung des Volks gesucht werden. Die Wiederaufindung der alten Weisen zu Anfang dieses Jahrhunderts war ein ganz neuer Fortschritt der Englischen Poesie, und entsprang aus jener anerkannterwerthen Romantik, die ich bei Walter Scott geschildert habe. — Es ist übrigens auch ein falsches Vorurtheil, daß die Englische Sprache eine geringere Befähigung zur Lyrik haben soll, als die romanischen Sprachen, weil ihr der sinnliche Wohlklang fehle. Es wird dieser Mangel vollständig ersetzt durch die größere Fähigkeit zur rhythmischen Bewegung, welche den romanischen Sprachen fast ganz abgeht, und durch die größere spiritualistische Innigkeit, die sie verstatet. Thatsächlich wird Niemand daran zweifeln, daß die germanische Lyrik, d. h. die Deutsche und Englische, wenigstens in der neuen Zeit, unendlich reichhaltiger und auch intensiver viel ausgebildeter ist, als die der Spanier, Franzosen und Italiener zusammengekommen, und der Grund möchte zum Theil gerade in der Schwierigkeit des Materials liegen. Die Italiener können mit der größten Bequemlichkeit einzelne Phrasen zusammenstellen, es klingt immer gut, und darum verlieren sie sich leicht in Trivialität; der Deutsche und Britte muß seiner widerstrebenden Sprache erst den Wohlklang abkämpfen, wenn es ihm aber gelingt, so wird auch etwas Bedeutsames daraus. — Uebrigens ist es damit auch nicht so schlimm. Die Englische Sprache steht zwar hinter der Deutschen weit zurück, was die Reinheit der Laute betrifft; dagegen hat sie weniger Härten. Die Kürze ihrer Worte bringt zwar häufig in ihren Rhythmus etwas Schwerfälliges, dafür verstatet sie eine größere Concentration.

Was ferner den Inhalt betrifft, so bestrebt sich die wiederaufkeimende Englische Lyrik vor allen Dingen, sich in den bereits vorhandenen alten nationalen Stoff zu vertiefen. In Deutschland geschah dies erst auf einem Umwege. Zwar hatte sich die kosmopolitische Gesinnung bald erschöpft, und man sah sich genöthigt, zu der Naturwüchsigkeit des Volksliedes zurückzukehren, allein nebenher ging doch ein wüster, transscendentaler, halb Griechischer, halb Gothischer Idealismus, der dem gesunden Gefühl des Volkes widerstreben mußte, weil er ohne alle Basis war. Dafür verfiel man auf der andern Seite dem entgegengesetzten Extrem. Je roher, unklarer und romantischer die nationale Vorstellung war, für desto poe-

tischer galt sie. Das ist ein Fehler, in den z. B. auch unser trefflicher Uhland mehrfach verfallen ist. Eine ziemlich Reihe seiner Gedichte sieht aus, wie die neumodischen alterthümlichen Heiligenbilder auf Goldgrund, deren grotesk einfältige Formen man nachher in der Glasmalerei wieder einführte. Die Engländer haben auch darin immer ein gewisses Maß beobachtet. Sie gehen nie so vollständig in ihre Romantik auf, daß sie ihre moderne Bildung darüber vergessen, sie verlieren ihren Standpunkt nicht, und ihre Gemälde erhalten daher stets die richtige Perspective. Außerdem haben sie noch einen andern Vorzug. Die classische Bildung wird bei ihnen so ernst genommen, daß sie auch die Anwendung der Gothischen Formen vermittelt. Indem Moore zu den nationalen Weisen zurückkehrte, hat er das Maß und die Grazie des Alterthums auf sie anzuwenden gewußt. Wenn man dagegen heut zu Tage einen Blick auf die Lyrik unsrer romantischen Schule wirft, so sollte man meinen, es sei von einer philologischen Bildung in Deutschland gar nicht die Rede gewesen, und die Griechischen Wörter, so wie die Griechischen Rhythmen, hätten keinen andern Einfluß gehabt, als die wunderlich verschrobenen Bilder der Indischen Mythologie und der Mystik aus den Zeiten der Kreuzzüge.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir auf das Einzelne über.

Thomas Moore ist 1780 zu Dublin geboren, und hat bereits im 14. Jahre die Universität bezogen. Schon damals schrieb er seine ersten Gedichte, und erhielt bald darauf einen Preis, die Reisen des jungen Anacharsis, propter laudabilem in versibus componendis progressum. 1799 kam er zum ersten Mal nach London, und gleich darauf wurde seine Uebersetzung des Anakreon herausgegeben, die den ersten Band seiner gesammelten Werke ausmacht. Die Sprache derselben ist glatt, und die kurzen Englischen, halb trochäischen, halb jambischen Verse passen nicht schlecht zu der leichten Tändelei des Griechischen Dichters. Im Uebrigen enthalten sie nicht viel Bemerkenswerthes. Dasselbe ist der Fall mit seinen Jugendgedichten, die in diesem und den nächsten Jahren geschrieben wurden. Sie haben alle noch einen ziemlich schulmeisterlichen Anstrich, obgleich beiläufig auch das auf mich einen angenehmen Eindruck macht, daß in England der junge Mensch sich bemüht, verständige Gedanken in Verse zu bringen, während es bei uns zum guten Ton gehört, so unvernünftig und so unklar als möglich zu empfinden und zu gestalten. Für unser raffinirtes Wesen hat es freilich etwas entsetzlich Prosaisches, wenn ein Gedicht anfängt:

Is it not sweet, beloved youth,
To rove through Erudition's howers,
And cull the golden fruits of truth,
And gather Fancy's brilliant flowers?

Ich muß aber dabei bemerken, daß diese Prosa doch nur die Ausnahme ist. Meistens finden wir heitere, zierliche und witzige Liebeslieder, ungefähr in der

Art, wie die Goethe'schen Jugendgedichte, mit Anklängen an die ältere Lyrik, aber doch mehr an unmittelbare Anschauungen erinnernd. Was uns dabei auffällt, ist die Gewissenhaftigkeit, mit der in den Anmerkungen die Anklänge an antike Wendungen angegeben werden, und dabei die Feinheit, mit der diese Anklänge in den Ton des Ganzen verarbeitet sind. Charakteristisch für Moore's Art, die einfachen alten Empfindungen zu modernisiren, ist das kleine Lied (in der Tauchnizer Ausgabe I. pag. 268), welches Shakspeare's „Maß für Maß“ nachgebildet ist; die alte Weise ist beibehalten, dagegen drängt sich eine Masse von Reflexionen in die einfache Vorstellung hinein, und doch kann man nicht sagen, daß dadurch die Einheit des Eindrucks gestört wird. — Neben den volksthümlichen Vorstellungen und Empfindungen muß auch die antike Welt Stoffe hergeben, und eine dithyrambische Ode: Hebe's Fall (pag. 283), erinnert ihrem Inhalt wie ihrem Rhythmus nach an ähnliche Gedichte von Schiller, obgleich die zarte, landschaftliche Stimmung und Empfindung des Englischen Dichters den Vorzug verdient. Es ist nicht eine solche Unruhe in den Bildern, wie sie uns bei Schiller häufig stört. Die Bilder, die zum Theil sehr schön sind, werden mit Maß, aber doch sehr deutlich ausgeführt, und dienen nicht bloß zu Reflexen des Gedankens.

Im Jahre 1803 erhielt Moore, der nach Beendigung der Universitätszeit Sachwalter geworden war, die Stelle eines Schreibers bei dem Admiraltätsgericht auf den Bermudischen Inseln, doch nahm er es mit derselben sehr bequem, ließ sie durch einen Stellvertreter verwalten, und kam dadurch in Unannehmlichkeiten, die ihn endlich bewogen, sich von allen öffentlichen Geschäften zurückzuziehen. Die Frucht dieser Reise waren die Gedichte über Amerika (Poems relating to America), die 1806 herauskamen. Die Engländer haben überhaupt eine gewisse Neigung zu versificirten Reisebeschreibungen, deren epistolarische Form nicht eben der höhern Form der Poesie entspricht. Am Besten in dieser Sammlung sind einige eingestreute Balladen, z. B. The lake of the dismal swamp (p. 328), the snow spirit (p. 349), und the evil spirit of the woods (p. 372); vor allen aber der Steuermannsgefang (p. 357), in einem kräftigen, echt Englischen Rhythmus gesungen.

Seit der Zeit lebte er als Privatmann zu Dublin. Von seiner poetischen Thätigkeit wollen wir hier die beiden Richtungen unterscheiden, die satyrische und die eigentlich lyrische. Was die erste betrifft, so ist er einer der fruchtbarsten Englischen Satyriker. Er bewegt sich fast ausschließlich auf dem Felde der Politik, und nimmt sich der Sache seines engern Vaterlandes und der Religion desselben mit einer Wärme an, die zuweilen über das Maß hinausgeht, und nicht eben einen erfreulichen Eindruck macht. Wir führen hier gleich die sämtlichen satyrischen Gedichte im Zusammenhang auf. Im Jahre 1808 erschienen die beiden Gedichte: „Corruption“ und „Intolerance“; 1809 „the Skeptic“, 1810 A Letter to the

roman catholics of Dublin“, 1813 „Intercepted Letters or the two penny postbag, welche leidenschaftliche Satyre gegen den Prinz Regenten und die Tories bereits im folgenden Jahre die vierzehnte Auflage erlebte. Dann folgten außer andern politischen und satyrischen Gedichten in Folge eines Aufenthalts in Paris, 1817, the Fudge Family in Paris, welches später fortgesetzt wurde, indem die Fudge Family in England verfolgt wurde. Ferner 1823 die Fables for the holy alliance, welches letztere zu dem Schürstten gehört, was Moore geschrieben. — Alle diese Satyren haben im Grunde für uns wenig Interesse; sie beziehen sich fortwährend auf Persönlichkeiten und einzelne Streitfragen, die wir entweder nicht kennen, oder die uns sehr gleichgiltig sind. Es sind allerdings zum Theil gute Wiße darin, aber doch nur solche Wiße, deren Wirkung sich lediglich an das Interesse für den Gegenstand knüpft, und mit demselben aufhört. Eins von den kleinern Gedichten dieser Art: „Der kleine Mann und die kleine Seele“ (II. p. 106) hat für uns in so fern ein Interesse, als es von Professor Bohlen recht gut ins Deutsche übertragen ist (p. 8). Am Meisten allgemeinen Interesse möchte noch die Fudge Family in Paris haben, eine Satyre gegen die Lächerlichkeit der ultraroyalistischen Engländer, welche zur Feier der restaurirten Legitimität nach Paris wallfahrteten. Es sind wenigstens einige positive charakteristische Züge darin, die uns mit der allgemein negativen Haltung des Gedichts einigermaßen versöhnen. Auch in den Fabeln für die heilige Allianz, die uns schon in so fern näher angehen, als wir die gleiche Liebe zu diesem Institut im Herzen tragen, sind einige sehr gute Einfälle, z. B. die siebente Fabel (IV, p. 145), in welcher ein Muhamedanischer König von Persien geschildert wird, der, um den Feuersdienst der Ghebern abzuschaffen, die heiligen Feuer durch große Dämpfer zu unterdrücken unternimmt, bis diese selbst in Brand gerathen, mit der Moral:

The moral hence my Muse infers

Is, that such Lords are simple elves,

In trusting to Extinguishers,

That are combustible themselves.

Das ist eine Moral, die noch heute für unsre Fürsten nicht zu spät kommt. Sie sollten sich sehr besinnen, wenn sie auf längere Zeit einen militairischen Dämpfer nach einer heiß entbrannten Gegend schicken, ob dieser Dämpfer nicht selber entzündbar ist. Moore hat übrigens mit seinen Satyren in seinem 13. Jahre angefangen und bis zum Ende seiner literarischen Thätigkeit fortgefahren. Die meisten derselben beziehen sich auf die Irländischen Zustände und gehen nicht selten ins Tragische über. Die Englischen Parteien kommen ziemlich gleich schlecht weg, die Whigs wie die Tories. Es wird zuweilen auch auf die Zustände anderer Völker übergegangen, und überall für den entschiedensten Liberalismus Partei genommen. Wie gesagt, übertriebene Sympathie für diesen Patriotismus können wir nicht empfinden, so sehr wir auch den gegen die Irländer ausgeübten Druck

mißbilligen müssen. Die Haltung der Irländer innerhalb und außerhalb des Parlaments ist zu verdreht, und der positive Inhalt ihrer Freiheit mit der Zugabe des Römischen Katholicismus zu wenig übereinstimmend mit unsern Begriffen von Freiheit, als daß wir ein mehr als sentimentales Mitgefühl hegen sollten. — Mehrere von diesen Satyren reichen hoch in die dreißiger Jahre hinein. Außerdem hat er auch durch prosaische Schriften für seine Sache gewirkt. So gab er schon 1823 die Memoiren über das Leben des Capitain Rock heraus, und in denselben eine sehr lebhafte, energische Schilderung des gehässigen, seit Jahrhunderten von der Englischen Regierung gegen die Irländer befolgten Systems. Eben so 1831 die Memoiren von Lord Fitzgerald. In seinen *Travels of an Irish gentleman in search of religion* (1833) entwickelt er eine glänzende Sophistik, die dies Mal den Verstand der Engländer nicht blendete, weil sie sich auf sehr bekannte Interessen bezog. Seine vereinzeltten Arbeiten in diesem Fach concentrirte er nachher in seiner größern Geschichte von Irland. — Ziemlich gleichzeitig mit ihm traten noch mehrere Schriftsteller auf, welche die gute Sache Irlands durch novellistische Darstellungen dem Publicum zu empfehlen suchten; vor allen Dingen die sehr talentvolle Lady Morgan, deren erster provinzieller Roman, „Glorwina, oder das wilde irische Mädchen“, 1808 erschien, worauf eine Reihe von ähnlichen Gemälden folgte. Wir kommen auf diese Schriftstellerin, die mit Moore unter Anderm auch die Aehnlichkeit hat, daß sie später gleichfalls zum Orient überging, noch einmal zurück. In neuerer Zeit hat sich Charles Lever durch starke und höchst charakteristische Sittenschilderungen aus dem Irlandschen Leben bekannt gemacht.

Weit segensreicher und eindringlicher, als durch diese Satyren und prosaische Schriften, wirkte Moore auf die Hebung des patriotischen Geistes durch seine Irischen Melodien, zu denen wir nun übergehen. Bereits im Jahre 1796 hatte Bunting den ersten Band seiner „nationalen Weisen“ herausgegeben. Man war überrascht über diesen Schatz von fast ganz vergessenen Melodien, die zum Theil von auffallender Schönheit waren, und die gerade in eine Zeit fielen, wo man auf das volksthümliche Leben und Denken wieder eine größere Aufmerksamkeit richtete. Wordsworth's Balladen, die zwar eigene Gedichte waren, aber sich doch vorzugsweise auf das Leben des Volks bezogen, erschienen 1798. Walter Scott gab seine „Gefänge der Schottischen Grenze“ 1802 heraus. Ein Paar Jahre darauf erschien auch in Deutschland „des Knaben Wunderhorn“ zu ähnlichem Zweck. Moore lernte jene Bunting'sche Sammlung schon auf der Universität kennen, und faßte schon damals die Absicht, für die Melodien die entsprechenden Lieder zu finden. Er vereinigte sich mit John Stevenson, der die Melodien arrangirte, und so erschien das erste und zweite Heft, Text und Melodie, 1807, das vierte 1811, das fünfte 1813, das sechste, welches das letzte sein sollte, 1815; aber es fanden sich immer neue Weisen, und so kam es bis zum zehnten Heft,

1834. Der Anklang, den diese Lieder fanden, war ungeheuer. Sie wurden ins Lateinische, ins Italienische, Französische, Deutsche, Russische und Polnische übersetzt. Einen Theil dieses Erfolgs verdankt Moore wol den Melodien, auf die seine Lieder begründet sind, und deren Werth man nach der bekannten „letzten Rose“ ermessen kann, die durch Flotow's „Martha“ in Deutschland populair geworden ist (II. p. 145.). Allein die Lieder haben auch ihren eigenen Werth. Sie schmiegen sich auf eine so wunderbare Weise der Stimmung des Tones an, die Sprache hat einen so reinen Fluß, die Empfindungen sind so klar und natürlich und so innig in die Bilder verwebt, daß kaum einer der andern Englischen Dichter jener Zeit ihm verglichen werden kann. In Byron's Gedichten weht uns häufig ein frischerer poetischer Geist an, er ergreift die Seele durch kühne, gewaltige Züge, aber seine Empfindung wird doch fast immer durch Reflexion vermittelt und es fehlt die melodische Einheit; der Periodenbau, namentlich in seinen größern Gedichten, widerspricht häufig allem Rhythmus und aller Melodie. Moore versteht auch die einfachsten Empfindungen durch ihre edle Haltung interessant zu machen. Es sind eine ziemliche Zahl von einfachen Trink- und Liebesliedern, Abschiedsliedern, Schiffahrtsgefängen und dergleichen; Gedanken und Bilder sind nicht wesentlich von einander verschieden, aber doch hat jedes seinen eigenen Ton und seinen eigenen Reiz. Ich führe einige von diesen lieblichen Liedern, über die sich eine sanfte, aber keineswegs gegenstandlose Melancholie breitet, und die doch im Ganzen genommen einen heitern Eindruck machen, hier an: II. 162, 195, 218, 228, 229, *) 347 u. s. w. Dann finden sich auch eine Reihe patriotischer Heldenlieder mit einem etwas Ossianischen Anstrich, denn Erin's tapfere Söhne sind vergebens gefallen, und der Sachse hat ihr grünes Vaterland in Ketten geschlagen; aber die Hoffnung der einstigen Befreiung ist noch immer geblieben und malt sich freundliche Bilder aus. Solche Lieder sind unter andern p. 124, 136, 170, 204, 202, 235 u. s. w. Ganz eigenthümlich aber ist das Lied eines Irischen Bauern an seine Geliebte, p. 138. Die Geliebte ist, wie in der Anmerkung ausdrücklich angeführt wird, allegorisch gemeint, es ist die alte Kirche von Ir-

*) Das Thema: ein Abend vor der Schlacht, wo man noch zum letzten Male mit den Kameraden beim Beimglase sitzt und der Zukunft und Vergangenheit gedenkt, ist von vielen Lyrikern behandelt worden, und fast immer mit Glück; auch Herwegh hat eins seiner hübschesten Lieder auf dasselbe bezogen. Wir führen hier die erste Strophe von einem Moore'schen Liede an, welches denselben Gegenstand behandelt, nur des Tonfalls wegen. Das Uebrige möge man in der angeführten Stelle nachsehen.

To-morrow, comrade, we

On the battle-plain must be,

There to conquer, or both lie low!

The morning star is up, —

But there's wine still in the cup,

And we 'll take another quaff, ere we go, hoy, go;

We 'll take another quaff, ere we go.

land, die katholische. „Durch Schmerz und durch Gefahr hat dein Lächeln meinen Weg erheitert, bis aus jedem Dorn, der meine Füße zerriß, eine Hoffnung zu Knospen schien. Je finstrier unser Schicksal, desto heller flammte unsre reine Liebe, bis Schande in Ruhm, bis Furcht in Glauben sich verwandelte. Ja, ein Slave, der ich war, fühlte in Deinen Armen mein Geist sich frei, und segnete selbst die Leiden, die mich Dir theuer machten. Deine Nebenbuhlerin ward geehrt, Du würdest verachtet, Deine Krone war von Waldgebüsch, ihre Stirn umkränzte ein goldnes Diadem, sie lockte mich zu Tempeln, während Du Dich in Höhlen bargst, ihre Freunde waren Herren, die Deinen waren Sklaven, aber kalt in der Erde wollte ich lieber zu Deinen Füßen sein, als einen Gedanken von Dir wenden, und werben, wo ich nicht liebe. Verleumder sind es, die behaupten, daß Deine Gelübde zerbrechlich wären. Wärest Du falsch gewesen, Deine Wange hätte nicht so blaß ausgesehen. Sie sagen, Du hättest so lange Deine Ketten getragen, daß tief in Dein Herz sie ihre Sklavensflecken eingedrückt. Glende Lüge! Keine Kette könnte Deine Seele bezwingen; wo Dein Geist strahlt, da leuchtet die Freiheit.“ — Eine sonderbare Behauptung von der katholischen Kirche. Wir trauen nicht der bleichen Magdalena, so schön sie auch in ihrer Buße aussieht.

Die Melodie und die Stimmung ist bei Moore immer das Erste, und das ist ganz in der Ordnung bei einem lyrischen Gedicht. Unsre Lyrik geräth jetzt darum so in Verfall, weil wir mühsam Reflexionen und Bilder zusammenheften, und die Hauptsache dem Zufall überlassen. Um die Art und Weise seines Dichtens durch ein Beispiel zu erläutern, führen wir ein Lied an, welches er selber componirt hat. Der Inhalt ist nicht bedeutend und der Rhythmus sehr frei; aber er schmiegt sich der Stimmung an, wie das Gewand einer Griechischen Statue dem schönen Körper, der nur durch diese Falten scheint.

There 's a song of the olden time,*)

Falling sad o'er the ear,

Like the dream of some village chime,

Which in youth we loved to hear.

And ev'n amidst the grand and gay,

When Music tries her gentlest art,

*) „Ich kenne ein Lied aus der alten Zeit, das traurig das Ohr berührt, wie der Traum von der Glocke in einer Dorfkirche, die wir in der Jugend gern hörten. Mitten unter den Großen und Fröhlichen, wenn die Musik ihre gefälligste Kunst versuchte, hörte ich nimmer eine so süße Weise, oder eine, die so fest mein Herz umfängt, als dieses Lied aus der alten Zeit, das traurig das Ohr berührt, wie der Traum von der Glocke in einer Dorfkirche, die wir in der Jugend gern hörten. — Und wenn Alles in diesem Leben vorbei ist, selbst die Hoffnung, die noch zaudert, wie das letzte Blatt auf des Herbstes dürrem, vertrocknetem Zweig, so wird es mir scheinen, als ob noch immer die Freunde nahe wären, die mich in der Jugend frühen Tagen liebten, wenn ich in dieser Scheidestunde die nämlichen süßen Töne höre und mit ihnen dahin sterbe; dieses Lied aus der alten Zeit, welches mir mit dem letzten Lebenswohl der Hoffnung zuflüstert, daß in einem hellern Licht das Leben und die Jugend wieder leuchten werden.“

I never hear so sweet a lay,
 Or one that hangs so round my heart,
 As that song of the olden time,
 Falling sad o'er the ear,
 Like the dream of some village chime,
 Which in youth we loved to hear.
 And when all of this life is gone, —
 Ev'n the hope, ling'ring now,
 Like the last of the leaves left on
 Autumn's sere and faded bough, —
 'T will seem as still those friends were near,
 Who loved me in youth's early day,
 If in that parting hour I hear
 The same sweet notes, and die away,
 To that song of the olden time,
 Breath'd, like Hope's farewell strain,
 To say, in some brighter clime,
 Life and youth will shine again!

Als ein Beispiel ferner, wie genau es der Dichter mit seinen Bildern nimmt, führe ich den einen Gesang aus den „Abenden in Griechenland“ an.^{*)} „Wenn in demselben gesagt wird, daß die weißen Füße der schönen Tänzerin die herannahenden Wellen, die sich gern in das Spiel einschleichen möchten, wegzagen sollen, so verfehlt die Anmerkung nicht, durch eine genaue Beschreibung des Romakantanzes dieses Bild auf wirkliche Anschauung zu beziehen. Diese Gewissenhaftigkeit macht uns sicher, und wenn gleich darauf gesagt wird, daß die beiden Liebenden, wenn der Mond sie im Stich läßt, bei dem Schein ihrer Augen planieren wollen, so sind wir von vorn herein überzeugt, daß auch hier eine sinnliche Wahrheit zu Grunde liegen wird.“

Diese beiden Vorzüge, die Einheit in der Stimmung und die Genauigkeit in der Zeichnung, finden sich auch in den übrigen Liedern. An die griechischen Melodien knüpfen sich nationale Weisen aus andern Sprachen, die eine wie die andere in gutem Englisch, nicht etwa im Dialekt. Dann folgen die heiligen Gesänge, 1846, gleichfalls auf bekannte Kirchenmelodien gemacht, aber sehr individuell gehalten. Sie stehen jedenfalls den „Hebräischen Melodien“ Byrons nach. Ferner die legendenartigen Balladen, lustige Gesellschaftslieder, die sehr heiter

*)

When the Balaika
 Is heard o'er the sea,
 I'll dance the Romaika
 By moonlight with thee.
 If waves then, advancing,
 Should steal on our play,
 Thy white feet, in dancing,
 Shall chase them away.

sind, und vermischte Gedichte. In ihrem Charakter unterscheiden sie sich nicht wesentlich von den Irischen Melodien, mit Ausnahme einzelner, die sich mehr der Französischen Chanson nähern. Auch die „Reime auf der Landstraße“, 1819, gehören dahin, die Frucht einer Reise, welche Moore mit Lord John Russell nach Italien machte, bei welcher Gelegenheit er Lord Byron kennen lernte und eine dauernde Freundschaft mit ihm schloß. Ferner eine hübsche Idylle, „das Sommerfest“, 1831.

Neue, große und kühne Gedanken dürfen wir in all diesen Gedichten nicht suchen. Moore gehört nicht zu den Dichtern, die eine neue Aera herbeiführen, aber die Innigkeit seiner Empfindung hat wesentlich dazu beigetragen, die Befreiung der volksthümlichen Poesie von den ängstlichen Regeln des Französischen Geschmacks herbeizuführen, welche Befreiung die Hauptaufgabe der Dichter zu Anfang dieses Jahrhunderts war. Das möge man nicht vergessen, daß heut zu Tage, wo die Sprache mit zarten und sinnigen Vorstellungen durch die frühern Dichter schon überreich versehen ist, keine große Kunst dazu gehört, die alten Bilder auf eine leidliche Weise zu neuen Combinationen zu vereinigen. Moore's Einfluß auch auf unsre lyrische Poesie ist sehr bedeutend. Leider ist Vieles, was bei ihm ursprüngliche Natur war, in seinen Nachahmern zur Manier geworden. So hat er namentlich die Gewohnheit, gleich den Anfang seiner Lieder durch einen hübschen, pikanten Ausdruck zu schmücken, und diesen als Ueberschrift über das Gedicht zu setzen. Bei uns ist es jetzt Mode, in diesem ersten pikanten Ausdruck alle Kraft der Erfindung zu erschöpfen; was darauf folgt, ist gleichgiltiger Zusatz.

Wir gehen jetzt zu einer andern Richtung Moore's über, zu den Orientalischen Bildern, die verhältnißmäßig seinen Namen berühmter gemacht haben, als seine frühern volksthümlichen Weisen, denen wir aber nicht das gleiche Lob ertheilen können. Die Neigung zum Orient verbreitete sich damals ziemlich gleichzeitig über die Poesie aller gebildeten Völker; allein sie ging von einem doppelten Bedürfnis aus. Einerseits trieb die alte Romantik nach der Heimath alles Wunderbaren, Unklaren und Mystischen. Bei dem Herumstöbern in alten Mythologien und Mysterien fand man in Indien die reichste Ausbeute. A. W. Schlegel erkannte die klimatische Unfähigkeit Europa's zur Religion und rieth seinen Freunden, nach dem Ganges zu pilgern, wo wenigstens noch Spuren der verlorenen zu finden sein müßten. Nachdem die Philologie dahinter gekommen war, freilich mehr in Ahnungen, als in bestimmter Erkenntniß, daß man den Ursprung der meisten neuern Sprachen bis in das Sanskrit hin verfolgen könne, suchte man auch für die modernen Mythen, Dichtungen und Sagen die Quelle in den heiligen Palmenwäldern des Orients. Man wird sich noch an die wunderlichen Lehrbücher der Symbolik erinnern, in denen man nicht bloß die Phantastik der nordischen Göttergeschichten, sondern auch die klare, heitere, plastische Welt des

Griechischen Olymp auf lustige Abstractionen zurückführte, auf einen leeren, naturphilosophischen Calcul, mit dem man in der Indischen Mythologie, weil ihre Ueberschwänglichkeit den wenigsten Widerstand leistete, am Besten fertig wurde. Das war die eine Seite, und sie wurde, wie billig, in Deutschland am Leidenschaftlichsten ausgebildet. — Ein anderer Grund aber lag in dem Bedürfnis nach colorirten Anschauungen. Die gute Gesellschaft, mit Dem, was dazu gehörte, war so blaß und farblos geworden, ihre Vorstellungen, Wünsche und Empfindungen so monoton und so gemacht, daß sie auch nicht zu dem kleinsten Gedicht mehr Gelegenheit geben wollte. Man wandte sich also nach der Ferne, wo die neuen, fremdartigen Gegenstände das Auge so unmittelbar berührten, daß man ihnen seine Aufmerksamkeit nicht entziehen konnte. Es war nicht gerade Natur im Rousseau'schen Sinn, was man in ihnen fand, nicht die idyllische Natur Robinson's, aber Farbe, Gluth und ein sinnliches Leben, dem noch nicht durch Civilisation und Moral die ursprüngliche Gewalt entzogen war. Unfre Neuverfische Romantik ging von diesem Bedürfnis nach sinnlicher Realität aus. Goethe's „west-östlicher Divan“, Platen's „Gefelen“, Rückert's „östliche Rosen“, später Daumer's „Hafiz“ und Freiligrath's Gedichte concentrirten sich alle in diesem Bedürfnis. Es ist nicht zu läugnen, daß dadurch unfre Sprache und Vorstellung etwas mehr an Farbe gewonnen hat, obgleich selbst in Goethe die abstracte Reflexion vorwaltet, und obgleich es immer eine wunderliche Erscheinung genannt werden muß, daß man nicht durch die unmittelbare Anschauung, sondern durch Reisebeschreibungen und durch gelehrte Commentare seine poetische Vorstellung vermittelte. Später ist man durch die charakteristische Schilderung des Fremden endlich dahinter gekommen, daß man auch zu Hause noch Charakteristisches genug finden könne. Man hat Entdeckungsreisen in die von der Cultur noch wenig berührten Länder des Schwarzwaldes, der Schweiz und der rothen Erde gemacht, und sich auf das Genre der Dorfgeschichten geworfen. In der Landschaftsmalerei ist es ganz ähnlich gegangen. Die frühere Schule beschränkte sich auf die Stimmung der Landschaft; erst im Ausland kam man dahinter, daß Portrait und Charakteristik auch hier ihre Rolle zu spielen hätten, und nun gewöhnte sich das Auge daran, auch in der Heimath nach Eigenthümlichem und Fremdem zu suchen. Ich darf wol kaum bemerken, daß auch hier die Uebertreibung nahe liegt, und daß über der raffinirten Darstellung des Sonderbaren und Ungewöhnlichen zuletzt die Hauptaufgabe der Poesie vergessen wird, nämlich Dasjenige darzustellen, was alle Menschen gleichmäßig angeht.

Den Engländern lag die zweite Richtung nahe. Theils treibt sie ihre Natur überhaupt zum Concreten und Bestimmten, theils war ihnen auch Indien nur zum Theil Ausland. So wie die Franzosen durch die Napoleonischen Feldzüge dahinkamen, in dem Wunderland der Pyramiden und des Nil etwas mehr zu suchen, als was wir etwa aus unsrer Zauberflöte erfahren, so machten den Briten

in viel größerm Umfang ihre Indischen Kriege den Orient zur halben Heimath. Schon damals hatte William Jones (geboren 1746, starb 1794) mit Einsicht und Gründlichkeit die Orientalischen Studien geleitet; militairische Schriftsteller versuchten die alte Geschichte aufzuklären, so Malcolm und Andere. Zwar hat in neuester Zeit dieses Studium durch die monumentalen Entdeckungen, durch die Entzifferung der Keilschriften und Aehnliches solche Fortschritte gemacht, daß jene frühern Forschungen unbedeutend dagegen aussehen; dafür hat sich aber auch die Gelehrsamkeit fast ausschließlich der Sache bemächtigt, während damals das unmittelbare Interesse lebendiger und frischer war. Gleich zu Anfang ging die belletristische Literatur auf diesen willkommenen Stoff ein. James Morier, zuerst Tourist, dann Gesandter in Persien (1816), gab in den Jahren 1812 und 1818 seine Orientalischen Reisebeschreibungen heraus, die bereits großes Interesse erregten; nach seiner Rückkehr verarbeitete er den gewonnenen Stoff in romantischer Form. Sein *Hadji-Baba* von Ispahan erschien 1824, die Fortsetzung 1828, *Zohrab* der Geißel 1832. Auch Lady Morgan wandte sich von ihren irischen Nationalgeschichten ab, und schrieb den Orientalischen Roman „*Ayesha, oder die Propheten von Kaschmir*“. Washington Irving, nach Goldsmith der ausgezeichnetste Genremaler des Britischen Volkslebens, ließ sich durch die Anschauung der Alhambra den Orient vermitteln. Und so könnten wir noch viele andere Erscheinungen aufzählen. Dazu kam das neu erwachte Interesse an dem fast vergessenen Griechischen Volk, in welchem es schon damals unklar gährte. Lord Byron schrieb seine Griechisch-Türkischen Gedichte. Es waren nicht mehr die Türken Racine's und Voltaire's, jene mit Turban und Pantoffeln ausgepuderten Salommenschen, die Drosman, Bajazet, Rogane u. s. w., sondern die wüsten Morgenländer in aller Gewalt ihres Hasses und ihrer Liebe, in den glänzendsten Localfarben geschildert und noch romantischer ausgestattet durch die Sagen ihrer Heimath von Vampyren und andern bösen Geistern. Durch ihn wurde der Orient zum *fashionablen* Gegenstand der Britischen Muse.

Moore leitete seine Orientalischen Dichtungen durch die *Abende in Griechenland* ein, eine durchaus musikalisch gehaltene Sammlung von kleinen Bildern ohne tiefere Bedeutung. Sein Hauptwerk aber ist *Lalla Rookh*. Gleich nachdem er die Absicht gefaßt hatte, es zu schreiben (1812), unterhandelten seine Freunde mit den Buchhändlern Longman, und Diese sicherten dem Dichter, ohne sein Werk gesehen zu haben, ein Honorar von dreitausend Pfund Sterling zu, das ihm nach dem Erscheinen des Gedichts, 1817, trotz der schlechten Zeiten auch wirklich ausgezahlt wurde. Mit Staunen und Verehrung müssen unsre Deutschen Dichter von einem solchen Preise hören, für ein Werk, welches in der Tauchnitz'schen Ausgabe ungefähr einen halben Band ausmacht; aber in England kann der Buchhändler auch Etwas zahlen, weil es dort Sitte ist, berühmte Bücher nicht blos zu lesen, sondern auch zu kaufen. *Lalla Rookh* erlebte in nicht langer

Zeit zwanzig Auflagen. Es wurde auch in Deutschland bald bekannt, namentlich durch eine glänzende Aufführung, die 1822 auf dem Schloß zu Berlin in Gegenwart des damaligen Großfürsten Nikolaus stattfand. Theils in lebenden Bildern, theils in wirklich arrangirten Scenen wurden die einzelnen Episoden des Gedichts im glänzendsten Orientalischen Costum dargestellt. — Der Werth des Gedichts ist eigentlich zweifelhaft. Die prosaische Erzählung von der Brautfahrt der Prinzessin Lalla Roof, welche nicht bloß den Faden der Handlung bildet, sondern auch die Selbstkritik des Verfassers enthält, ist eigentlich schwach, und unterscheidet sich nicht wesentlich von den Wieland'schen Erzählungen im ähnlichen Genre. Die vier poetischen Erzählungen: der verhüllte Prophet von Rhorassan, das Paradies und die Peri, die Feueranbeter, und das Licht des Harems, werden nur durch die gleichmäßige Färbung mit einander verknüpft; einzeln genommen, sind sie alle viel schwächer, als Byron's Orientalische Gedichte. Von der Gluth der Sprache, welche diesen einen unendlichen Reiz verleiht, ist keine Rede. Der Dichter hat sehr gründliche Studien gemacht, und daher haben namentlich seine landschaftlichen Schilderungen eine große Naturfrische; aber die Studien treten gar zu zudringlich hervor, nicht bloß in den Anmerkungen, sondern im Gedicht selbst, wo durch eine unendliche Reihe barbarisch klingender Namen die Aufmerksamkeit sowol auf das Thatsächliche, als auf die Melodie gestört wird. Die dritte und vierte Episode ist ganz im Genre von Byron. Die erste, welche neuerdings von dem Königsberger Kapellmeister Sobolewski zu einer Oper benutzt ist, hat in ihrem abenteuerlichen Problem etwas Gemachtes. Ein Betrüger, der mit der vollständigsten Kälte des Herzens eine große Gluth der Phantasie verbindet, und daher den Fanatismus beweglicher Gemüther soweit zu erregen im Stande ist, daß sie ihrem Gefühl mehr trauen, als ihren Sinnen, wäre an sich ein guter Vorwurf, aber daß die Bosheit dieses Charakters sich auch in der Scheußlichkeit des Gesichtes darstellt, und daß der Prophet daher genöthigt ist, um nicht durch den Eindruck seiner Erscheinung den Eindruck seiner Lehre zu schwächen, beständig in einem Schleier zu gehen, ist ein unwahrer und daher nicht ergreifender Zug, und das wird keineswegs dadurch gut gemacht, daß er dem Buchstaben der wirklichen Sage entnommen ist. Trotz dem ist in diesen Gedichten ein großes Verdienst. Die große sinnliche Energie, mit welcher die Taschenspielerereien des Zauberers und der Taumel, den dieselben in den Seelen seiner Gläubigen erregen, dargestellt werden, ist zuweilen echt poetisch, freilich von jener materialistischen Poesie, die wir im Princip verwerfen. — Einen ganz eigenthümlichen Charakter zeigt die zweite Erzählung: das Paradies und die Peri. Es ist eine einfache Legende oder vielmehr Parabel, der Anlage nach ohne alle sinnliche Realität und nur durch eingestreute, das Wesen der Sache nicht berührende Schilderungen belebt. Aber ein wie großer Schatz von Melodie in diesem Gedicht liegt, hat Robert Schumann sehr glücklich herausgefunden. Der

Text, den er zu seinem wunderbar schönen Dratorium benutzt hat, ist eine wirkliche Uebersetzung aus Moore, mit genauer Beibehaltung des Rhythmus, nur mit Hinzufügung einiger unbedeutenden Chöre, welche die Architectonik des Dratoriums erfordert, und wie schön schmiegt sich die Musik diesen schmeichlerischen Versen an. Der heroische Geist im ersten Theil, im zweiten die aufopfernde Liebe, die den Schrecken der Pest trozt, im dritten die immer steigende Schwermuth des hoffnungslosen Suchens, bis endlich durch ein musikalisch wirklich ausgedrücktes Wunder die Versöhnung eintritt, und bei diesen Gegensätzen doch eine strenge Einheit in der Haltung des Ganzen: — das Alles ist freilich ein Verdienst des Componisten, allein selten hat ein Dichter seinem Componisten so glänzend vorgearbeitet.

Das dritte Orientalische Gedicht Moore's sind die Liebesgeschichten der Engel. Eine Reihe von gefallenem Engeln sitzen zusammen, und erzählen ihre Vermischung mit den Kindern der Sterblichen, die ihnen das Paradies gekostet hat. Das Gedicht ist sehr schwach, wie in der Regel, wenn man sich an dergleichen überirdische Gegenstände wagt. Es erschien gleichzeitig mit Byron's „Himmel und Erde“, welches sich ungefähr mit dem nämlichen Gegenstand beschäftigt, aber durch die dämonische Natur dieses mächtigen Genius gewinnt auch das Unmögliche und Unfinnliche wenigstens den Schein einer gewissen Realität; Moore dagegen wird überschwänglich und sentimental, und das Beste sind noch immer die sinnlichen Schilderungen dieser spiritualistischen Verhältnisse, z. B. wie die staubgeborne Geliebte des ersten Engels ihrem himmlischen Anbeter den Zauberspruch abschmeichelt, durch welchen Flügel wachsen, wie sie sich dann in einen strahlenden Engel verwandelt, zu den Sternen aufschwingt, und halb wehmüthig, halb spöttisch dem gefallenem Sohn des Himmels, der auf der kalten Erde zurückbleiben muß, nachblickt. Freilich gehört eigentlich auch zu solchen Schilderungen, die doch immer einen komischen Beischnack haben, der Genius eines Milton, der in seinen concreten, realistischen, protestantischen Vorstellungen so fest ist, daß ihn kein Widerspruch irre macht; sonst haben wir doch immer nur jene rosenblutfarbene, charakter- und physiognomielose Seraphe, die wir bereits aus Klopstock zur Genüge kennen, und die mehr an die Rococoeleganz der Modenkupfer erinnern, als an wirkliche Gestalten von Fleisch und Blut, wenn der Dichter nicht, wie Herr von Lamartine, es vorzieht, die Ueberschwänglichkeit seines Stoffs durch Ungeheuerlichkeiten, die an Tollheit grenzen, auszudrücken. Im Allgemeinen wird der Dichter doch besser daran thun, sich solche Gegenstände zu wählen, bei denen wir die Regeln der Sittlichkeit und die Gesetze der Natur vor Augen haben können. Jedes Ueberschreiten dieser Grenze in das lustige Gebiet des reinen Geistes ist ein Heraustreten aus der Poesie. Um so mehr verletzt aber dieser Spiritualismus, wenn wir herausfühlen müssen, daß Alles nur

gemacht ist, daß diesem empfindelnden Getändel keine auch nur verhältnißmäßig ernste Glaubensrichtung zu Grunde liegt. *)

Das letzte Werk, über welches wir zu berichten haben, ist „der Epikureer“, 1827, eine Episode aus der Zeit der Christenverfolgungen. Ursprünglich hatte Moore die Absicht, sie in poetischen Briefen zu behandeln, ungefähr in Wieland's Manier; er hat auch noch die ersten Episteln aufbewahrt, und wir können daraus mit Recht schließen, daß er sehr weise daran gethan hat, diese Idee aufzugeben, denn sie sind sehr schlecht. Die prosaische Erzählung dagegen, die jetzt daraus gemacht ist, ließt sich glatt weg. Die Darstellung von dem sinnlich-wollüstigen Leben der Epikureer in Athen und Alexandrien ist reizend. Die Verlockungen der betrügerischen Iffpriester in den Pyramiden von Memphis schmecken zwar etwas stark nach der Zauberflöte, oder, wenn man will, nach irgend einem unter der Erde spielenden Räuberroman, aber es breitet sich doch ein gewisser poetischer Duft darüber. Die Reise auf dem Nil zu den christlichen Anachoreten, die christlichen Studien und die Verfolgung selbst sind gut erzählt, sehr einfach und doch mit sinnlicher Deutlichkeit. Wenn man aber in Beziehung auf den materialistischen Theil dieses Romans mit dem Dichter einverstanden sein kann, so muß man doch über den vollständigen Mangel an ethischem Inhalt erstaunen. Der Gegensatz zwischen den sinnlichen Lehren der Epikureer, der eben so sinnlichen Mystik der Aegyptischen Hierophanten und der energischen Kreuzigung des Fleisches, welche das Christenthum verlangt, ließe sich eigentlich in der Poesie noch deutlicher und ergreifender herausstellen, als in der Geschichte, aber es ist dazu kaum der Versuch gemacht. Was sich nicht in landschaftlichen, idyllischen oder elegischen Gemälden anbringen läßt, also gerade der tiefere Inhalt dieser Gegensätze, bleibt dem Auge vollständig entrückt; wir sehen von den Menschen nur die Erscheinung, nicht die Seele. Methe ist Christin, weil ihre Mutter sie dazu erzogen hat, und Alciphron wird Christ, weil seine Geliebte den Märtyrertod erlitten hat; aber wie sich dieser Glaube in ihrem Innern vermittelt, davon erfahren wir Nichts. — Der Roman ist in gewisser Beziehung noch populärer geworden, als Lalla Roof; er ist in alle mögliche Sprachen übersetzt worden, und ist auch die geheime Quelle zu Bulwers „letzten Tagen von Pompeji.“ Wir Deutsche haben eigentlich diese Richtung schon im

*) Das Beste, welches ich in dieser Art von Gedichten kenne, bleibt noch immer die Undine von Fouqué, die übrigens ungefähr in derselben Zeit erschien, 1813. Die närrische Fabel des Paracelsus von der Vermählung der Elementargeister mit Menschen, wodurch die Ersten eine Seele erhalten sollen, ist nicht bloß mit sinnlicher Amnuth, sondern auch mit gemüthlicher Sinnigkeit dargestellt. Eigentlich eignet sich aber auch dieser Stoff mehr für eine rhythmische Behandlung. — Zu Moore's Entschuldigung muß ich übrigens bemerken, daß er zur Zeit, wo er die „Liebesgeschichten der Engel“ schrieb, in großer Geldverlegenheit war. Eine über-eilte Speculation hatte ihn in Verpflichtungen verwickelt, vor denen er nach Paris flüchten mußte; die „Liebesgeschichten“ brachten ihm tausend Pfund, die gleichzeitig geschriebenen „Fabeln für die heilige Allianz“ fünfhundert Pfund, ein Arrangement glich das Uebrige aus, und so durfte er nach London zurückkehren.

Agathon, im Aristipp, im Peregrinus Proteus durchgemacht, wenn auch die Darstellung Moore's, so wie seine Empfindung, ungleich poetischer ist, als Wieland's geschwägiger Nationalismus.

Auf die neuere Lyrik der Engländer hat Moore keinen bleibenden Einfluß ausgeübt. Die bedeutendsten Dichter der neuern Zeit, Alfred Tennyson, Philipp Bailey, Robert Browning, gehören der Schule Shelley's an, mit etwas Beimischung von Byron und der elegischen „Schule der Seen.“ Die spiritualistische und kosmopolitische Reflexion hat die Unbefangenheit des melodischen Gestaltens wieder verdrängt. J. S.

Bosnische Zustände.

Aus Agram.

Mit der Einnahme der Festung Bihatsch war die zweijährige Bosnische Insurrection gedämpft; alle Anzeichen aber sprechen dafür, daß der Herbst einen neuen Aufstand mit sich bringen werde. Lassen wir indessen dies dahin gestellt bleiben, und sehen wir, wie es seit Ende April in Bosnien geht. — Ich glaube es den Freunden Reschid-Pascha's gern, daß es diesem Staatsmann mit der Reform Ernst sei; allein eine andere Frage ist es, ob die Reform mit den geistigen Kräften, welche dem Divan zu Gebote stehen, durchgeführt werden könne. Und hierauf muß ich mit einem apodiktischen „Nein“ antworten. Die reformistische Partei in der Türkei ist, obwol ihre Anhänger im Evangelium des Europäischen Liberalismus, im „Esprit des lois“ und im „Contrat social“ bewandeter sind, als im Koran, dennoch zu sehr Türkisch, das heißt vorurtheilsvoll und despotisch, als daß sie bei den Slavischen Unterthanen der Pforte bedeutende Erfolge erzielen könnte. So wurde zwar gleich nach der Beendigung des Feldzuges gegen die Rebellen der Tansimat, die famose Türkische Charte, mit Festsetzung gleicher Rechte für alle Türkischen Unterthanen ohne Rücksicht auf ihren Glauben, publicirt, aber er bleibt, wie alle geschriebenen Constitutionen, auf dem Papiere stehen, ja, er verschlimmert die Lage Derjenigen, denen er helfen will, der Raja nämlich, welche dadurch ein Gegenstand des Meides und der Verfolgung für die Türken wurde. Und in den Händen der Letztern liegt doch alle Macht und Gewalt im Lande. — Wie soll man ihnen also eine solche evangelische Selbstverläugnung zumuthen, wie sie der Tansimat von ihnen fordert? Es sind nun einmal Türken, Menschen, die sich als die einzigen Herren, und alle übrigen Unterthanen des Padischah als ihre Knechte betrachten, wie es ja ausdrücklich im Koran heißt. Man kann sich daher leicht vorstellen, daß sie ihrerseits sich nicht beeilen werden, den sie mit den Dschauri gleichstellenden, also erniedrigenden